

Wie ich Julius Mosen kennen lernte

Leipzig, 1977.

Unser erstes Kind sollte geboren werden. Wie für alle zukünftigen Eltern stellte sich auch für uns eine wichtige Frage. Wie sollte es heißen? Schnell waren meine Frau und ich uns über zwei Kriterien einig. Angesichts unseres einsilbigen Familiennamens sollte der Vorname mehrsilbig sein. Insbesondere sollten Vokale ihm Wohlklang geben. Und das Zweite: Er sollte nicht einem modernistischem Zeitgeist genügen, der nur Vornamen von mehr oder weniger berühmten Sportlern, Schauspielern oder Sängern multipliziert. Vielmehr sollte der Vorname altdeutsche Tradition besitzen.

1977, in der Eiszeit des „einzig wahren“ demokratischen, deutschen Staates, der DDR war das kein wertkonservatives, nationalistisches Bekenntnis sondern eher skeptischer Ausdruck gegenüber dem, was damals vielen als modern und fortschrittlich galt. Sollte es ein Mädchen werden, sollte es Juliane heißen. Für den Fall eines Jungen plädierte ich für – Julius. Es ist dann eine Juliane geworden. Ob ich mit Julius eine Chance gehabt hätte? Meine Frau hatte mit meinem Vorschlag jedenfalls ziemlich Schwierigkeiten. Aber die sind dann - wie so oft im Leben – durch die Macht des Faktischen gegenstandslos geworden.

Warum aber mein Vorschlag: Julius? War es mehr ein provokantes Spiel als ernsthafter Vorschlag? Eines weiß ich jedenfalls mit Sicherheit. Julius Mosen konnte nicht die Inspiration gewesen sein. Der Name war mir damals noch nie begegnet. Bestimmte Zusammenhänge mit dem Namen Julius Mosen haben sich erst viel später auf merkwürdige Weise wie zu einem Puzzle zusammengefügt.

Wenn ich im folgenden davon erzähle, auf welche Weise ich Julius Mosen kennen gelernt habe, mag das wie „Zufall“ aussehen. Da ich aber davon überzeugt bin, dass es im Grunde eigentlich keine „echten“ Zufälle gibt, sondern dass sie viel mehr Ausdruck von Sensibilität zu einer konkreten Zeit an einem konkreten Ort sind, will ich „Zufall“ nicht gelten lassen. Es gibt, denkt man einen Moment darüber nach, viele Beispiele, dass unser Leben mehr von Sensibilität als von „Zufällen“ bestimmt ist. Partnerschaften z.B. kommen selten „zufällig“ zustande. Sie haben irgendwie immer einen sensiblen „Grund“. Sensibel für die Person, für die Umstände und die Atmosphäre.

Aber zurück zu meiner Begegnung mit dem Julius Mosen, die für mich mehr als nur „zufällig“ war.

Marieney, 1978.

Mein Schwiegervater, durch die Geburt unserer Tochter Juliane seit kurzem stolzer Großvater und seit längerem anerkannter und erfolgreicher Chirurg in Oelsnitz/V., hatte eine Idee. Sie war von Eigennutz getragen. Eigennutz von der positiveren Art. Er schlug vor, im Vogtland einen Ort zu suchen, wo die Großfamilie einen gemeinsamen Treffpunkt als Ferienort haben – und er mehr aktiver Großvater sein könnte! Außerdem war damit der Gedanke verbunden, sich auf seine näher rückende Pensionierung mit einem „Beschäftigungsort“ aktiv vorzubereiten.

Irgendwann im Herbst 1978 erreichte mich ein Anruf von ihm. Er hatte etwas gefunden. Ein altes Bauernhaus in Marieney. Ich hatte zwar in den Jahren davor einige Wanderungen durch das Vogtland gemacht, aber Marieney?

Aber dann ging alles sehr schnell und so lernte ich Julius Mosen kennen. Erst zaghaft, bei-läufig. Über den Zaun des Kirchgartens lächelte er mir hintergründig zu. Am Hausgiebel, wo einst sein Geburtshaus stand, buchstabierte ich zögernd Julius Mosen. Im Schaukasten neben dem Telefon beim Konsum-Laden las ich die wöchentlichen Einladungen: Singestunde des Julius-Mosen-Chores.

Zur Jahreswende 1979/80 nahmen wir auf der Winterseite, gegenüber der Gärtnerei und dem ehemaligen Herrenhaus, damals Sitz des Bürgermeisteramtes, und der Straße nach Leubetha mit einer zünftigen Silversterfeier zusammen mit Leipziger Freunden Besitz von dem neuen, alten Häuschen.

Irgendwann kam an diesem Abend das Gespräch auf Vor- und Nachteile von Provinz und Großstadt. Ich hatte schon nach relativ kurzen Zeit in Marieney festgestellt, dass ich für diese dörfliche Provinz eine bestimmte Sympathie entwickelt hatte. Mag des frische Luft gewesen sein, die ich, aus Leipzig mit dem Zug kommend mit tiefen Zügen schon in Hundsgrün einatmete. Oder die Landschaft, die ich sofort mit großer Begeisterung Schritt für Schritt erwanderte? Oder waren es die Menschen, die mir hier begegneten. Anfangs eher skeptisch mir, dem Fremden gegenüber. Andererseits aber auch ohne Umstände bereit, zu helfen, wenn ich jemand fragte oder um Hilfe bat.

Provinz oder Großstadt? An diesem Abend begann ein merkwürdiger Wettstreit zwischen einem Freund und mir. Ich verteidigte Marieney als einen Ort, von dem Männer in die Welt zogen und ihre Spuren weit über Marieney hinterlassen hatten. Der Geometer und später als Erfinder der Postmeilensäule bekannt gewordene Adam Friedich Zürner – und Julius Mosen.

Jörg, geboren in Grevesmühlen, damals Doktorant in Leipzig und heute Professor in Würzburg, wucherte mit seinem „Provinz-Pfund“, mit dem in Grevesmühlen geborenen Zeitgenossen von Julius Mosen, dem Theologen und Dichter Gotthard Ludwig Kosegarten. Unser Wettstreit „Wer hat mehr?“, Marieney oder Grevesmühlen, anfänglich mehr spaßhaft als ernsthaft, nahm seinen Lauf und sollte uns über viele Jahre miteinander verbinden. Kosegarten und Mosen begleiteten uns in unseren Gesprächen und in unseren Erkundungen.

So war es nur folgerichtig, dass wir bei unserem ersten Familienurlaub auf Rügen um 1981 auf dem Friedhof von Altenkirchen auch das Grab von Kosegarten aufsuchten. Versteckt in einer Ecke des Friedhofs war es fast genauso vergessen wie Kosegarten selbst. In Bibliotheken und Antiquariaten suchten wir nach Schriften von Kosegarten und Mosen. Und immer, wenn einer von uns für seine „Helden“ fündig wurde, wurde es als Beweis und Triumph für die jeweils größere Bedeutung genommen.

1982, immer noch Marieney.

Immer mehr fühlte ich mich in Marieney zumindest teil-heimisch. Der Schritt zum Sänger im Julius-Mosen-Chor war dann nur noch ein kleiner und folgerichtiger. Immer wenn ich freitags im Vereinszimmer im „Gasthaus zur Eiche“ am äußeren Tischende saß und versuchte, den zweiten Bass mit meiner Stimme zu unterstützen, schaute mir Julius Mosen von gegenüberliegenden Wand milde zu. Jetzt lernte ich erst richtig kennen. Bei vielen Auftritten des Julius-Mosen-Chores, im heimischen Buttergrund, in den umliegenden Dörfern oder in größeren Städten Sachsens, er und seine Geschichte war immer dabei. Aber auch seine Verehrung für dieses Fleckchen Erde - und seine Sehnsucht nach Freiheit. Viel-

leicht war gerade sie es, die mich bewog, sie selbst auch zu suchen? Sie hatte mit Sicherheit auch einen Anteil daran, dass ich mich auf die Suche machte und Marieney wieder verließ. Wen ich nicht verließ, war Julius Mosen.

Borken, 1989.

Aufbruch und Suche bedeuten immer zweierlei. Schmerzhafter Abschied und neugierige Ankunft. Auch in meiner Beziehung zu Julius Mosen war es Abschied und Ankunft zugleich. Einerseits weit weg von seinem Heimatort zu wohnen, andererseits nah dem Ort zu sein, wo er die letzten 25 Jahre arbeitete und lebte, in Oldenburg. Und kurz Zeit später stand ich dann auch das erste Mal an seinem Grab in Oldenburg. Als ich es suchte, hatte ich als Orientierung immer Julius Mosens Wunsch im Kopf, dass an seinem Grab zwei Föhren aus seiner vogtländischen Heimat gepflanzt werden sollten. Für mich hatte sich damit der Kreis geschlossen.

Oldenburg, 1999.

Als sich im Herbst 1999 die Julius-Mosen-Gesellschaft, der ich sofort nach ihrer Gründung in den 90er Jahren beigetreten war, in Oldenburg mit Freunden und Gönnern von Julius Mosen traf, wurde für mich symbolisch ein neues Kapitel meiner Bekanntschaft mit Julius Mosen aufgeschlagen.

Januar 2000